

Berufswahlprozesse junger Frauen. Lebenskonstruktionen weiblicher Lehrlinge im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse¹

MARLENE LENTNER (INSTITUT FÜR BERUFS- UND ERWACHSENENBILDUNGSFORSCHUNG AN DER UNIVERSITÄT LINZ, IBE)

Abstract

Der vorliegende Beitrag widmet sich dem Phänomen der geschlechtsspezifischen Berufswahl und den damit verbundenen Beharrungstendenzen mittels eines Struktur-Handlungsansatzes. Die Berufswahl kann als zweistufiger, komplexer Prozess beschrieben werden, welcher einer praktischen Logik gehorcht. Die zentrale Erklärungskraft der geschlechtsspezifischen Ausrichtung liegt in den geschlechtlichen Arbeitsteilungsmustern und einer Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse begründet.

1 Ausgangslage und Forschungsinteresse

Prinzipiell ist feststellbar, dass der Arbeitsmarkt eine deutliche geschlechtsspezifische Segregation aufweist, sowohl in vertikaler als auch horizontaler Hinsicht. Letzteres wird im Bereich der dualen Berufsausbildung und mit Fokus auf junge Frauen durch die Konzentration auf wenige Berufe und im Speziellen auf vier Lehrberufe mehr als augenscheinlich. Konkret geht es um die Berufe Einzelhandelskauffrau, Bürokauffrau, Stylistin und die „traditionellen“ Gastronomieberufe: Restaurantfachfrau, Köchin und Gastronomiefachfrau. Aber auch sonst ergreift der Großteil der jungen Frauen vordergründig weiblich konnotierte Berufe, wie z. B. Pharmazeutisch-Kaufmännische Assistentin, Verwaltungsassistentin, Hotel- und Gastgewerbeassistentin oder Floristin.

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf der gleichnamigen Dissertation aus dem Jahr 2016 (Online unter: www.ibe.co.at/fileadmin/AblageBox/TEAM/Lentner/Berufswahlprozesse_junger_Frauen_Lentner_final.pdf).

Gleichzeitig handelt es sich dabei um ein sehr stabiles Phänomen. Die genannten Berufe führen seit Beginn der Aufzeichnungen die Liste der Top-Lehrberufe an. Rund 56 % aller weiblichen Lehrlinge erlernen einen dieser Berufe. In absoluten Zahlen bedeutet das, dass 2015 rund 20.800 der 37.100 weiblichen Lehrlinge sich in einem dieser Berufe wiedergefunden haben. Auch wenn sich dieser Anteil seit den 1980er-Jahren deutlich verringert hat, ist das nur begrenzt auf eine Erweiterung der Berufspalette zurückzuführen. Stattdessen wird eine Verschiebung hin zu anderen geschlechtsspezifisch konnotierten Berufen sichtbar sowie Ausdifferenzierungsprozesse innerhalb einzelner Lehrberufe (z. B. Verwaltungsassistentin als „Spezialform“ der Bürokauffrau). Auch eine Vielzahl an entsprechenden arbeitsmarktpolitischen Initiativen hat daran wenig verändert.²

Nissen et al. (2003, S. 127 ff.) oder auch Faulstich-Wieland (2014, S. 33 f.) arbeiten heraus, dass soziologische Erklärungsansätze im Kontext geschlechtsspezifischer Berufswahlentscheidungen das komplexe Zusammenwirken von einerseits gesellschaftlichen Strukturen und Zuweisungsprozessen und von andererseits subjektiven Konstruktionen betonen. Dennoch können nur vier AutorInnen(-Gruppen) identifiziert werden, die solche Konzepte verfolgen und auch näher ausführen.³ Allerdings fanden diese Erklärungsansätze kaum Berücksichtigung in der einschlägigen, vor allem pädagogischen bzw. psychologischen als auch arbeitsmarktpolitisch orientierten Literatur. Überdies ist festzustellen, dass die erwähnten soziologischen Ansätze in ihren Ausführungen auf die Strukturkategorie Geschlecht fokussieren und den Aspekt der sozialen Herkunft außer Acht lassen. Junge Frauen werden insofern nicht im Kontext ihrer sozialen Lage gefasst. Gleichzeitig wird betont, dass nur wenige empirische Studien vorhanden sind, die den Berufsfindungsprozess in dieser umfassenden, ganzheitlichen Weise in den Blick nehmen und die vorhandenen Studien überdies die Beharrungstendenzen nicht erklären können (Nissen et al. 2003, S. 119; Faulstich-Wieland 2014, S. 42). Dabei erscheint gerade die Persistenz dieses Phänomens, angesichts der umfassenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse, vor allem auch in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse, durchaus bemerkenswert.

Ziel des Forschungsvorhabens war es daher sich mit geschlechtsspezifischen Berufswahlentscheidungen ganzheitlich mittels eines Struktur-Handlungsansatzes zu befassen. Allerdings wurde dabei nicht das Anliegen verfolgt, zu klären, wie die Berufswahl von (jungen) Frauen stärker in Richtung technischer Berufe verschoben werden kann. Im Fokus stand dagegen die Frage, warum sich junge Frauen letztlich mehrheitlich in weiblich konnotierten Berufen wiederfinden. Eingebettet in diese Struktur-Handlungsperspektive eröffneten sich zwei konkrete Forschungsfragen:

- Nach welchen impliziten, praktischen Logiken gestalten sich Lebenskonstruktionen von jungen Frauen/Mädchen, die in der dualen Berufsausbildung stehen?

2 Vgl. dazu etwa Makarova/Herzog 2013, Gutknecht-Gmeiner 2011, Lassnigg/Baethge 2011, Chisholm 2010, Ihlen 2010, Nissen et al. 2003, Lemmermöhle 2001.

3 Vgl. dazu Heinz et al. 1985, Lemmermöhle-Thüsing 1990, Kühnlein/Paul-Kohlkopf 1996, Faulstich-Wieland 2014.

- Wie passt sich der Habitus dieser Zielgruppe an die Veränderungen durch die gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozesse an; wo offenbart sich praktischer Sinn und wo zeigen sich Beharrungstendenzen?

Das übergeordnete Forschungsinteresse bezog sich letztlich darauf geschlechtsspezifische Berufswahlprozesse und damit verbundene Beharrungstendenzen aus einer lebensweltlich orientierten Perspektive auf theoretischer Ebene umfassend zu erklären.

2 Struktur-Handlungs-Ansatz

Als grundsätzliches theoretisches Fundament fungierte ein Struktur-Handlungs-Ansatz in Anlehnung an Pierre Bourdieu. Aber auch das Konzept der Lebenskonstruktionen nach Heinz Bude (1987) floss ein, um dem Aspekt der Eigenkonstruktivität der Individuen ein stärkeres Gewicht zu verleihen.

Ein zentrales Anliegen eines Struktur-Handlungs-Ansatzes, wie er hier zu Anwendung kommt, besteht darin zwischen strukturalistischen und individualistischen Denktraditionen zu vermitteln. Bourdieu streicht beispielsweise heraus, dass der Habitus-Begriff gerade für diese Vermittlung entwickelt wurde. Denn er intendiert „sich der Theorie des Subjekts zu entziehen, ohne den Akteur zu opfern und sich der Philosophie der Struktur zu entziehen, ohne darauf zu verzichten, die Effekte zu berücksichtigen, die die Struktur auf und durch diesen Akteur ausübt“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 154). Bourdieus Habitus-Begriff ist insofern definiert als ein sozial konstruiertes System von strukturierten und strukturierenden dauerhaften Dispositionen, welches durch die Praxis erworben wird und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtet ist. Der Habitus funktioniert wie eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix (Bourdieu/Wacquant 1996). So kann das Habitus-Feld-Konzept als eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen gelesen werden.

Den Fokus auf die dialektische Beziehung, zwischen objektiven Strukturen und strukturierten Dispositionen zu richten, bedeutet den Akteur weder als einen zu verstehen, der rein durch äußere Umstände determiniert ist, noch als ein unabhängiges Atom, das sich ausschließlich von inneren Gründen leiten lässt und irgendein vollkommen rationales Handlungsprogramm ausführt (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 169). So ist aus dieser Perspektive auch das dahinter liegende Menschenbild von Rational-Choice-Ansätzen kritisch zu hinterfragen. Bourdieu will den Ursprung von (ökonomischen) Handlungen nicht in einer Intention des Bewusstseins verstanden wissen. Stattdessen entwirft er das Konzept des praktischen Sinns, welches die Logik aller jener Handlungen erklären kann, die vernünftig sind, ohne deswegen das Produkt eines durchdachten Plans oder gar einer rationalen Berechnung zu sein. Menschen verfolgen aus dieser Perspektive nur selten echte strategische Absichten. Stattdessen sind sie „geleitet“ von einer praktischen Logik (Bourdieu 2014, S. 94 ff.).

Dieses dialektische Verständnis von menschlichem Handeln bringt auch mit sich, Macht und Hierarchie als dialektische Prozesse des Erhalts und Wandels zu ver-

stehen. Dabei erschien gerade dieser Aspekt für eine Fragestellung im Bereich der Geschlechterforschung überaus relevant, auch wenn die arbeitsmarktpolitische Debatte zum Thema Berufswahl von Frauen berücksichtigt wird. Überspitzt formuliert pendelt diese irgendwo zwischen „resistenten“ Frauen, die sich gegen alle Bemühungen, die Berufspalette zu erweitern, „sträuben“ und dadurch einer Erhöhung der Chancengleichheit am Arbeitsmarkt „entgegenwirken“ sowie einem nicht enden wollenden Kampf der Frauen gegen Windmühlen und gläserne Decken. Eine dialektische Sichtweise dieses Phänomens des Erhalts von Ungleichheiten betont jedoch den Aspekt der Wechselwirkung. Die Beherrschten werden als Mitwirkende ihres eigenen Beherrschtwerdens begriffen, da sie ihre inkorporierten Dispositionen zu diesem heimlichen Einverständnis neigen lassen (Bourdieu 2005, S. 46). In diesem Zusammenhang prägt Bourdieu den Begriff der symbolischen Gewalt und hält fest, dass die männliche Herrschaft ein Beispiel der symbolischen Gewalt *par excellence* ist.

3 Methodisches Verständnis und Forschungsdesign

Mit Bourdieu zu arbeiten bedeutet auch einen bestimmten methodischen Zugang zu verfolgen, und zwar eine praxeologische Erkenntnisweise. Er plädiert für eine reflexive Theorie mit starkem Rückbezug auf die Empirie und umgekehrt. Insofern wollte er seine Begriffe *Habitus* und *Feld* auch immer als Werkzeuge verstanden wissen und nicht als unabhängige theoretische Begriffe (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 131). Mit Bourdieu die Reproduktion sozialer Ordnung verstehen zu wollen, bedeutet, wie Anna Brake et al. (2013, S. 16) es formulieren, den Blick auf soziale Praktiken zu richten und die ihnen zugrunde liegende (fachkulturelle) Logik zu entschlüsseln. Ziel ist es, wie Stefanie Engler (2013, S. 51) hervorhebt, die in der sozialen Praxis steckende Konstruktionsarbeit der Akteure, die eingeschrieben ist in das, was sie tun und wie sie die soziale Welt einteilen und aufteilen, zu erkennen und anzuerkennen; also jenes praktische Wissen, über das die Akteure nicht Bescheid wissen, explizit zu machen.

Aus der Sicht von Stefanie Engler (2013) oder auch Barbara Friebertshäuser (2013) bedingt das eine aufgeklärte Empirie bzw. einen Forschungsstil, welcher davon geprägt ist, die *doxa* (kollektive und unbewusste Vorurteile), die bereits in den Fragestellungen, den Kategorien und dem jeweiligen Wissenschaftsverständnis der Forschenden zugrunde liegt, zu hinterfragen und aufzuklären.

Operativ wurde in Anlehnung an dieses Grundverständnis ein zweigliedriges empirisches Forschungsdesign umgesetzt. Es beinhaltete einerseits eine umfangrei-

che Analyse des Feldes⁴ „Duale Berufsausbildung“ und die Identifikation der darin wirksamen „Spielregeln“.

Diese Analyse ist notwendig, um das Forschungsobjekt konstruieren zu können (Bourdieu/Krais 2013, S. 27), und liefert gewissermaßen „den Kontext“ für die Interpretation bzw. Re-/Dekonstruktion des qualitativen Materials. Die Feldanalyse selbst setzte sich aus zwei Erhebungsteilen zusammen: einerseits aus einer Literatur- und Sekundärdatenanalyse, die sich aufgrund der Verortung der Lehre an der Schnittstelle Bildungswesen und Arbeitsmarkt mit diesen beiden Feldern mit Fokus auf die Einordnung der Lehre in diese Systeme und im Speziellen der Position von (jungen) Frauen in diesen auseinandersetzte. Andererseits wurde eine quantitative Lehrlingsbefragung realisiert. Organisiert als Klassenzimmerbefragung wurden Lehrlinge in den Lehrberufen Einzelhandel, Bürokauffrau/-mann, FrisörIn sowie die drei Gastroberufe Restaurantfachfrau/-mann, Köchin/Koch und Gastronomiefachfrau/-mann befragt. Insgesamt nahmen 1.060 Lehrlinge an der Erhebung teil, wobei ausschließlich die n=821 jungen Frauen in die Analyse mit aufgenommen wurden. Im Mittelpunkt stand ein Überblicks-/Basiswissen zur/über die Zielgruppe bzw. über den fokussierten Teil der „Spielerinnen des Feldes“, welches in dieser lebensweltlich orientierten Form nicht verfügbar war. Inhaltlich standen neben soziodemografischen Aspekten und Informationen zur Ausbildungssituation die Berufswahl, der Stellenwert des Berufs im eigenen Lebenszusammenhang sowie Lebenswünsche und Zukunftsperspektiven sowie „Grundhaltungen“ bzgl. Vereinbarkeit, Emanzipation, Arbeitsteilung im Zentrum des Interesses.

Das „Herzstück“ der empirischen Arbeit bildete aber die qualitative Erhebung und Analyse, da diese das lebensweltlich orientierte Tiefenwissen lieferte, welches die Entschlüsselung der sozialen Praxen erlaubt. Dafür wurden mit zehn jungen Frauen, jeweils nach einem persönlichen Vorgespräch, leitfaden-gestützte persönliche Tiefeninterviews geführt. Die Interview-Partnerinnen rekrutierten sich aus einem Pool von 184 potenziellen Kandidatinnen, welcher im Zuge der Lehrlingsbefragung gewonnen wurde. Im Mittelpunkt der Analyse stand zunächst die Rekonstruktion der sozialen Praktiken und habituellen Strukturen bzw. der Lebenskonstruktionen. In einem zweiten Schritt erfolgte eine reflexive Theoriebildung, in welche wiederum verstärkt die Erkenntnisse aus der Feldanalyse einfließen.

Obwohl Bourdieu sich ausführlich über sein methodisches Verständnis äußert, auch wenn es um die Haltung des Forschers/der Forscherin geht, bleiben seine Ausführungen dazu, wie seine „Werkzeuge“ anzuwenden sind, tendenziell vage. In der konkreten Umsetzung, sowohl in Bezug auf die Erhebung selbst als auch

4 Ein Feld im Sinne Bourdieus ist definiert als „ein Netz von objektiven Relationen zwischen Positionen. Diese Positionen sind (...) objektiv definiert, und können nur im Zusammenhang mit den verschiedenen Arten von Macht (oder Kapital), deren Besitz über den Zugang zu den in diesem Feld auf dem Spiel stehenden spezifischen Profiten entscheidet, gedacht werden.“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 127) Um die Idee des Feldes zu vermitteln, greift Bourdieu immer gern auf das Bild des (Fußball)Spiels zurück. Jeder Spieler nimmt eine bestimmte Position ein, welche mit bestimmten Erwartungen und Handlungsstrategien belegt ist. Jeder kennt die Regeln und unterwirft sich auch diesen Regeln. Außerdem ist jedes Feld mit einer bestimmten *illusio* bzw. Interessen verbunden (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 148).

bei der Auswertung, kam daher die Methode des „Verstehenden Interviews“ nach Jean-Claude Kaufmann (1999, 2015) zum Einsatz. Es ist letztlich auch jenes Werkzeug, welches für die Synthese bzw. Theoriebildung herangezogen wurde.

4 Berufswahl als zweistufiger Prozess

Insgesamt kristallisierte sich die Berufswahl als ein zweistufiger, komplexer Prozess heraus.

Die erste Stufe des identifizierten Berufswahlprozesses muss vor allem als impliziter Zuweisungsprozess gefasst werden und ist von einer unwillkürlichen und grundsätzlichen Ausrichtung auf „Frauenberufe“ geprägt. Dieser Zuweisungsprozess liegt für die jungen Frauen dabei komplett im Dunkeln und fußt, um mit der Begrifflichkeit Bourdieus zu sprechen, auf dem praktischen Sinn der Betroffenen. Denn diese grundsätzliche Fokussierung auf weiblich konnotierte Berufe beruht zwar auf keinem durchdachten Plan und ist doch systematisch. Sie ist auf keinen expliziten Zweck bewusst hin organisiert und doch wohnt ihr eine Art objektive Zweckmäßigkeit inne. In den Interviews zeigt sich das vor allem daran, dass gefragt nach den Berufen, welche zunächst ins Auge gefasst wurden, nahezu ausschließlich genderstereotype Berufe bzw. die Top-Lehrberufe der jungen Frauen genannt wurden und die jungen Frauen kaum erklären können, warum sie diese Berufe überhaupt ins Auge gefasst haben (*„Es hat sich halt richtig angefühlt“*).

Diese Einengung auf für Mädchen typische Berufe ist dabei längst vollzogen, bevor die institutionell vorgesehene Berufsorientierungsphase einsetzt. Das Verfolgen der tradierten Pfade und das ausgeprägte Interesse für weiblich konnotierte Berufe fußt, wie die Rekonstruktionsarbeit offengelegt hat, letztlich auf der doxischen Erfahrung der männlichen Herrschaft (Bourdieu 2005, S. 19 ff.) und insofern auf der vorherrschenden, historisch manifestierten geschlechtlichen Arbeitsteilung. Letzteres erweist sich, wie Regina Becker-Schmidt und Helga Krüger (2009, S. 14) hervorheben, als der wirkungsmächtigste Faktor im Engendering-Prozess. Ganz im Sinne der symbolischen Gewalt antizipieren die jungen Frauen die Herrschaftsverhältnisse auch auf ideeller und normativer Ebene. Insgesamt zeigt sich das vor allem an einer Idealisierung der Mutterrolle, die im Lebensentwurf einen sehr hohen Stellenwert einnimmt. Die jungen Frauen haben diesbezüglich sehr konkrete Vorstellungen, die damit einhergehen, die Erwerbsarbeit für längere Zeit unterbrechen und sich auch langfristig ganz der Familien widmen zu wollen. Im Fall eines Wiedereinstiegs in das Berufsleben schließt das den Wunsch nach einer Teilzeitbeschäftigung mit ein. Zwar weisen eigentlich alle Gesprächspartnerinnen eine Doppelorientierung im Sinne Becker-Schmidts (1989) auf, und doch nimmt Familienarbeit einen deutlich höheren Stellenwert ein als Erwerbsarbeit. Spätestens beim Aspekt der Familie wird auch mit einer natürlichen Zuständigkeit argumentiert, die sich auch auf die Hausarbeit überträgt. Gerade hier zeigt sich die symbolische Gewalt der männlichen Herrschaft sehr deutlich. Denn die jungen Frauen sind nicht immer unbedingt begeistert davon, die

Hauptverantwortung für die Hausarbeit zu übernehmen, und trotzdem weisen sie bereits in diesem jungen Alter (17 bis 25 Jahre) und größtenteils ohne viel Erfahrung im Zusammenleben mit einem Partner immer wieder darauf hin, dass „das nun mal so sei, ob man will oder nicht“ – und letztlich wäre das auch in Ordnung. Sie begrüßen es zwar durchwegs, wenn sich der Mann auch im Haushalt beteiligt, aber solche Dinge konkret einzufordern oder gar die Partnerschaft bzw. die Harmonie zu stören, kommt nicht infrage, und zwar unabhängig vom Erwerbsstatus der Frau. Diese vorauseilende Anpassung an die erwartete Realität ist auch deutlich im Zusammenhang mit der nach wie vor vorherrschenden Ideologie „Mann bringt Geld nach Hause, Frau verdient dazu und ist primär für die Kindererziehung und Haushalt zuständig“ (Büchner 2010, S. 522) zu sehen.

In der Geschlechterforschung wird immer wieder herausgearbeitet, dass junge Frauen heute genau gegen diese Rollenzuschreibungen „kämpfen“ und versuchen durch verschiedene Strategien diese Muster aufzubrechen (z. B. indem sie auf staatliche Unterstützung in Form von Kinderbetreuung setzen). Der Begriff des Kampfes scheint aber für Angehörige von eher ländlichen Sozialräumen nicht passend. Stattdessen trifft eher das Gegenteil zu. Im Alltagsverständnis verknüpfen sie mit der Idealisierung der Mutterrolle und den häuslichen Arbeitsteilungsmustern eine Art Theorie des weiblichen Arbeitsvermögens bzw. wird immer wieder auf eine eher erklärende Weise die sich ergänzende Komplementarität der Geschlechter betont: Er kümmert sich um die handwerklichen, schweren Dinge, den Garten, das Auto und sorgt finanziell für die Familie etc. Sie mit ihrer reinlichen Art kümmert sich um den Rest, baut ein heimeliges Nest, in dem alle gut versorgt sind, und befriedigt die zwischenmenschlichen und emotionalen Bedürfnisse.

Klarerweise wirkt diese Verdinglichung der geschlechtlichen Arbeitsteilungsmuster ebenso auf die Sichtweise von Erwerbsarbeit, auch wenn hier Emanzipationsdiskurse (auch in Form von arbeitsmarktpolitischen Programmen, z. B. Girlsday) auf normativer Ebene deutlich stärker in Erscheinung treten. Alle Gesprächspartnerinnen empfinden es als Ungerechtigkeit, wenn sich die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht als ursächlich für den Ausschluss aus bestimmten Arbeitsmarktsegmenten erweist. Am Arbeitsmarkt sollen Leistung, Wille und Kompetenz zählen, nicht das Geschlecht. Werden allerdings geschlechtsspezifische Segregationsmuster im unmittelbaren Berufsumfeld aufgebrochen, führt das zu erheblichen Irritationen. Emanzipatorische Forderungen werden insofern zwar auf einer oberflächlichen Ebene mitgetragen, sind aber nicht in die habituellen Strukturen der Gesprächspartnerinnen eingegangen.

Der durch die inkorporierten Arbeitsteilungsmuster bedingte Zuweisungsprozess auf der ersten Stufe des Berufswahlprozesses, welcher ein eingeeignetes geschlechtsspezifisch konnotiertes Berufsspektrum zur Folge hat, wird durch eine Reihe von Faktoren (z. B. Entscheidungszeitpunkt, Schwierigkeiten am Übergang, Struktur des Bildungs- und Berufsbildungswesens) mit verursacht bzw. kann durch sie veranschaulicht werden, warum sich der praktische Sinn bzw. die männliche Gewalt so selbstverständlich und trotz der Dominanz vorhandener Emanzi-

pationsdiskurse und faktischen gesellschaftlichen Wandlungsprozesse auch im Bereich der Geschlechterverhältnisse so stark auf die Berufswahl auswirkt.

Ganz prinzipiell kann konstatiert werden, dass tradierte Wege anscheinend zum „Ziel“ – im Sinne einer erfolgreichen Bewältigung des Übergangs und einer anerkannten Positionierung im eigenen Sozialraum – führen. Dem widerspricht die Übergangsforschung mit Rekurs auf die beobachteten Wandlungsprozesse auf den Arbeitsmärkten relativ deutlich: BerufswählerInnen müssten heute aktiv ihre Übergänge planen, nicht auf tradierte Pfade setzen und stattdessen neue Wege bestreiten. Überdies dürfe nichts dem Zufall überlassen werden.⁵ Wie vermeintlich zufällig und auf den ersten Blick „beliebig“ aber „erfolgreiche“ Übergänge in der Praxis sind, wird unter anderem deutlich, wenn der Entscheidungszeitpunkt und die damit verbundenen Folgen näher betrachtet werden. In der Literatur wird beständig darauf hingewiesen, dass aufgrund des Grades der Persönlichkeitsentwicklung stärker von einer milieuspezifischen anstatt einer interessensgeleiteten Berufswahl in der Jugendphase ausgegangen werden muss. Auch die Gesprächspartnerinnen selbst verweisen immer wieder darauf, dass man in diesem Alter nicht wirklich wisse was man wolle. Gleichzeitig handelt es sich bei der Jugendphase aus verschiedensten Gründen um eine „kritische“ Lebensphase, vor allem in Form von Schwierigkeiten mit den Eltern oder in Form von schulischen Problemen. In solchen „kritischen“ Situationen wird die Lehre häufig zu einer interessanten oder auch notwendigen Alternative zur schulischen Bildung. Denn einerseits erscheint sie weniger anspruchsvoll und geht andererseits mit einer gewissen finanziellen Unabhängigkeit einher. Entscheidend ist, dass in solchen Konstellationen zumeist das Credo „Hauptsache eine Lehrstelle“ gilt und gewissermaßen ein „Interessenvakuum“ herrscht. In so einem „Interessenvakuum“ wirkt der praktische Sinn nahezu völlig unreflektiert, und tradierte Berufswege treten in Erscheinung. Der Übergangszeitpunkt und die damit verbundenen „Problematisierungen“ können natürlich nicht entkoppelt von der Entwicklung und Ausgestaltung des Bildungs- und insbesondere des Berufsbildungssystems gesehen werden. „Problematisch“ erscheint vor allem der frühe Entscheidungszeitpunkt gepaart mit geschlechtsspezifischen Berufsbildungspfaden, die in der Regel stark spezialisiert sind, sowie der hohe Stellenwert des Erstausbildungssystems in Österreich.

Die beschriebene vorausseilende Antizipation der geschlechtlichen Arbeitsteilungsmuster, welche diese erste Phase des Zuweisungsprozesses auf geschlechtsspezifisch konnotierte Berufe so nachhaltig bestimmt, wirkt klarerweise auch in der zweiten Phase des Prozesses fort. Dennoch wird in der zweiten Phase dieses Wahlprozesses auf einen pragmatischen und interessengeleiteten Abwägungsprozess auf Basis der Möglichkeiten des regionalen Arbeitsmarktes verwiesen. In der Praxis bedeutet das, die jungen Frauen holen sich vom regionalen Arbeitsmarktservice (AMS) eine Liste mit freien Lehrstellen und bewerben sich bei allen Stellen, die sie sich irgendwie vorstellen können. Dieser Abwägungsprozess, der auch bei der Schulwahl beobachtbar ist, ist von einer stark selektiven Wahrnehmung

5 Vgl. dazu etwa Brüggemann/Rahn 2013, Heinz 2010, Stauber/Walther 2004, Lemmermöhle 2001.

der Bildungs- und Berufspfade zusätzlich zur Einengung auf „frauenspezifische“ Wege eingeschränkt. Darüber hinaus sind mitunter eklatante Informationslücken feststellbar.

Obwohl in dieser Phase also mitunter Abwägungsprozesse stattfinden, wie sie die Berufsorientierungsforschung im idealtypischen Sinne kennt – sprich die eigenen Interessen und Talente oder die aktuelle Lebenslage werden auf die Möglichkeiten abgestimmt und im Entscheidungsprozess berücksichtigt –, ist die Berufswahl letztlich vor allem von einer hohen beruflichen Flexibilität geprägt. Flexibilität insofern, als dass sich die Gesprächspartnerinnen vorstellen können in nahezu jedem „Frauenberuf“ zu arbeiten und zwar unabhängig davon, ob es einen „Traumberuf“ gibt oder der aktuelle Lehrberuf als Wunschberuf beschrieben wird. Letzteres trifft beispielsweise häufig auf Stylistinnen zu, die vielfach ihre Leidenschaft und Talente im Beruf ausleben können. Dennoch zeigen sich die jungen Frauen bei der Berufswahl letztlich nie auf einen bestimmten Beruf fixiert und haben häufig bereits in anderen „Frauenberufen“ gearbeitet. Der hohe Grad an beruflicher Flexibilität, der die Berufswahl auf den ersten Blick vermeintlich „wahllos“ erscheinen lässt, war geradezu überraschend und zieht sich durch das gesamte empirische Material.

Obwohl eine solche habituelle Disposition durch den vergrößerten Optionenpool sicherlich Vorteile bei der Lehrstellensuche mit sich bringen kann, bedeutet das umgekehrt auch, dass die jungen Frauen in der Regel keine besondere Leidenschaft für einen bestimmten Beruf aufweisen – und schon gar nicht für einen atypischen Beruf. Gerade diese Leidenschaft braucht es aber, um sich in einem atypischen Beruf halten zu können und voranzukommen, wie beispielsweise Susanne Ihsen (2010) in Bezug auf Ingenieurinnen feststellt. Denn nur ein solches „Unbedingt-Wollen“ lässt Frau die vielen nach wie vor bestehenden Hürden überwinden bzw. ertragen.

Doch diese jungen Frauen aus eher ländlichen Sozialräumen streben eben nur bedingt danach sich über den Beruf selbst zu verwirklichen oder Karriere zu machen, im Sinne von einem hohen Verdienst/Prestige und/oder Führungsaufgaben bzw. überhaupt einer Weiterentwicklung im erlernten Beruf. Sie wollen durchweg nicht zu viel Verantwortung, „einfache Arbeiterinnen“ bleiben, die gestellten Aufgaben gut erledigen, aber vor allem ein Leben neben der Arbeit haben und sich nicht für den Beruf opfern. In diesem Zusammenhang ist auch feststellbar, dass sich die jungen Frauen über die konkrete berufliche Zukunft nur bedingt Gedanken machen bzw. nur vage Vorstellungen diesbezüglich haben. Umgekehrt aber haben sie, wie bereits angesprochen, sehr klare Vorstellungen, wenn es um das „private Glück“ geht. Klar ist dabei immer, dass die eigene Berufstätigkeit für einige Jahre unterbrochen wird und danach eine Teilzeitanstellung folgt. Dieses inkorporierte Wissen um die Brüchigkeit weiblicher Erwerbsbiografien (inkl. beruflicher Wechsel) macht die beobachtbare berufliche Flexibilität verständlich. Der Aspekt der Brüchigkeit wird gewissermaßen proaktiv antizipiert, insofern dass Unterbrechungen, aber auch berufliche Wechsel (um einen Wiedereinstieg zu erleichtern) ein fester Bestandteil des eigenen Lebensentwurfs sind, während „Er-

folg“ im Berufsleben und der Beruf an sich nur eine geringe Bedeutung haben bzw. Erwerbstätigkeit eine andere Funktion einnimmt: Durch sie kann frau zum Haushaltseinkommen beitragen und soziale Bedürfnisse abdecken. Denn mit Blick auf die berufliche Zukunft verweisen bereits kinderlose 18-jährige junge Frauen darauf durch Erwerbsarbeit die Möglichkeit zu haben „wieder mal raus zu kommen“. So führt die Verknüpfung von weiblichem und milieuspezifischem Habitus dazu, dass die spezifische *illusio* des Spiels „Berufskarrieren“ nicht antizipiert wird.

5 Fazit

Die Konstanz des Phänomens der genderstereotypen Lehrberufswahl erweist sich anhand der individuellen Lebenskonstruktionen als überaus stimmig und gehorcht einer „kollektiven“ (in Bezug auf eine bestimmte soziale Lage) praktischen Logik. Diese Logik erscheint überdies „zeitgemäß“, insofern dass keine Hysteresis-Effekte⁶ in Erscheinung treten. Stattdessen sind die vorgefundenen Lebenskonstruktionen und die damit verbundenen Entscheidungsgrundlagen nach wie vor „ideal“ auf die objektiven Strukturen bzw. die bestehenden Lebensbedingungen abgestimmt. Gleichzeitig wird deren Reproduktion sowohl durch die Struktur des Bildungswesens als auch durch die Logiken des Lehrstellen- bzw. Arbeitsmarktes insgesamt befördert. Die Analysen machen deutlich, wie stark die Berufswahl vom praktischen Sinn der Akteurinnen geleitet ist. Berufswahlprozesse sind also nicht als Ergebnis echter strategischer Absichten zu verstehen, auch wenn sie objektiv gesehen dennoch systematisch sind. Die angesprochene Stimmigkeit des Phänomens lässt sich an einer Reihe von Aspekten festmachen, und doch liegt die zentrale Erklärungskraft in den geschlechtlichen Arbeitsteilungsmustern und einer Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wenngleich diese Erkenntnis, gerade aus Sicht der Geschlechterforschung, bisweilen wenig spektakulär erscheinen mag – wobei sich der Grad der Verdinglichung der Verhältnisse auch für manch eine/n GeschlechterforscherIn wohl als überraschend erweisen dürfte –, erscheint es doch relevant, dass dieser Befund stärker in die *doxa* der Bildungs- und ÜbergangsforscherInnen Eingang findet. Denn die inkorporierten Arbeitsteilungsmuster prägen in weiterer Folge die gesamte Berufswahl nachhaltig. Die Konsequenz ist eine Art zweistufiger Berufswahl- und Zuweisungsprozess, der auch zeigt, dass die Anpassung der jeweiligen Lebenskonstruktionen an die im Berufsleben vorhandenen objektiven Chancen bereits in der Frühadolescenz erfolgt und somit in einer Lebensphase, in der noch keine eigenen Erfahrungen mit Inklusions- und Exklusionsmechanismen der Arbeitsmärkte gemacht wurden, genauso wenig wie mit partnerschaftlichen Arbeitsteilungsmodellen.

6 Die Hysteresis des Habitus bzw. die Trägheit des Habitus beschreibt, wenn auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen mit Handlungsmustern reagiert wird, die einer „alten“ Logik gehorchen, also Ungleichzeitigkeiten von Handlungsmustern auftauchen (vgl. Rehbein 2006, S. 87 ff.). Bourdieu verortet die Trägheit des Habitus beispielsweise beim aktuellen Erwerb von Bildungstiteln. Denn die Akteure erhoffen sich trotz der Entwertung von Bildungstiteln nach wie vor Vorteile davon (vgl. Bourdieu 1981, S. 171).

Mit Blick auf die Übergangsforschung scheint inhaltlich besonders bemerkenswert, dass die jungen Frauen aus ländlichen Sozialräumen insgesamt zwar durchgehend eine Doppelorientierung im Sinne Regina Becker-Schmidts in sich tragen, dabei gleichzeitig eine hohe berufliche Flexibilität aufweisen sowie sich indifferent hinsichtlich des Spiels „Berufskarrieren“ zeigen. Für zukünftige Forschungsarbeiten im Bereich der Übergangsforschung scheint es lohnenswert zu klären, ob auch andere soziale Gruppen eine solche Indifferenz aufweisen und wie aus einer arbeitsmarktpolitischen Perspektive auf diese reagiert werden könnte.

Literatur

Becker-Schmidt, Regina (1989): Die doppelte Vergesellschaftung, die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten in der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Wagner, Ina/Unterkircher, Lilo (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien, S. 10–28.

Becker-Schmidt, Regina/Krüger, Helga (2009): Krisenherd in gegenwärtigen Sozialgefügen. Asymmetrische Arbeits- und Geschlechterverhältnisse – vernachlässigte Sphären gesellschaftlicher Reproduktion. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 12–41.

Bourdieu, Pierre (1981): Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit. In: Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc/Saint Martin, Monique/Malidier, Pascal (Hrsg.): Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt/Main, S. 169–226.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/Main.

Bourdieu, Pierre (2014): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main.

Bourdieu, Pierre/Krais, Beate (2013): „Inzwischen kenn ich alle Krankheiten der soziologischen Vernunft“. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Beate Krais. In: Brake, Anna/Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim, Basel, S. 20–34.

Bourdieu, Pierre/Wacquant Loic J.D. (1996): Die Ziele der reflexiven Soziologie. Chicago-Seminar, Winter 1987. In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J.D. (Hrsg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/Main, S. 95–250.

Brake, Anna/Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (2013): Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Eine Einleitung. In: Brake, Anna/Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim, Basel.

Brüggemann, Tim/Rahn, Sylvia (2013): Zur Einführung: Der Übergang Schule-Beruf als gesellschaftliche Herausforderung – Entwicklung, rechtliche Verankerung und pädagogischer Auftrag der Berufsorientierung In: Brüggemann, Tim/Rahn, Sylvia: Berufsorientierung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Dortmund, S. 11–21.

- Büchner, Peter (2010):** Kindheit und Familie. In: Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden, S. 519–541.
- Bude, Heinz (1987):** Deutsche Karrieren: Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt/Main.
- Chisholm, Lynne (2010):** Allgemein weiblich, beruflich männlich: eine renitente kulturelle Semantik. In: Schlögl, Peter/Dér, Krisztina (Hrsg.): Berufsbildungsforschung. Alte und neue Fragen eines Forschungsfeldes. Bielefeld, S. 49–61.
- Engler, Steffani (2013):** Der wissenschaftliche Beobachter in der modernen Gesellschaft. In: Brake, Anna/Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim, Basel, S. 35–58.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2014):** Schulische Berufsorientierung und Geschlecht. Stand der Forschung. In: Freiburger Zeitschrift für Geschlechter-Studien, 20 (1), S. 33–46.
- Friebertshäuser, Barbara (2013):** Denken, Forschen, Verstehen mit Bourdieu – eine reflexive Rekonstruktion des komplexen Verhältnisses zwischen Theorie und Empirie. In: Brake, Anna/Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen. Weinheim, Basel, S. 255–277.
- Gutknecht-Gmeiner, Maria (2011):** „Die Technik zu den Mädchen bringen“ – Ergebnisse einer qualitativen Studie im Vorfeld des Schulversuchs „Computer – Science – Management“ an den Hertha Firnberg Schulen für Wirtschaft und Tourismus. In: Markowitsch, Jörg/Gruber, Elke/Lassnigg, Lorenz/Moser, Daniela (Hrsg.): Turbulenzen an Arbeitsmärkten und in Bildungssystemen. Innsbruck, S. 453–472.
- Heinz, Walter R. (2010):** Jugend, Ausbildung und Beruf. In: Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden, S. 661–682.
- Heinz, Walter R./Krüger, Helga/Rettke, Ursula/Wachtveitl, Erich/Witzel, Andreas (1985):** Hauptsache eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarkts. Weinheim.
- Ihsen, Susanne (2010):** Ingenieurinnen: Frauen in der Männerdomäne. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 799–805.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999, 2015):** Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz.
- Kühnlein, Gertrud/Paul-Kohlhoff, Angela (1996):** Die Entwicklung von Berufswahlorientierungen und Lebenskonzepten bei Mädchen und jungen Frauen. In: Schober, Karen/Gaworek, Maria (Hrsg.): Berufswahl: Sozialisations- und Selektionsprozesse an der ersten Schwelle. Nürnberg, S. 113–125.
- Lassnigg, Lorenz/Baethge, Martin (2011):** Zukunftsfragen der Berufsbildung in Österreich – Bericht und Reflexion zum thematischen Forum. In: Markowitsch, Jörg/Gruber, Elke/Lassnigg, Lorenz/Moser, Daniela (Hrsg.): Turbulenzen an Arbeitsmärkten und in Bildungssystemen. Innsbruck, S. 70–99.
- Lemmermöhle, Doris (2001):** Gender und Genderforschung als Herausforderung für die Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern. Online: <http://www.gender>

undschule.de/doc/doc_download.cfm?uuid=9060171DC2975CC8ABB4F2F3AF9B4D26&&IRACER_AUTOLINK&& (01.09.2015).

Lemmermöhle-Thüsing, Doris (1990): Meine Zukunft?! Naja, heiraten, Kinder haben und trotzdem berufstätig bleiben. Aber das ist fast unmöglich. Über die Notwendigkeit, die Geschlechterverhältnisse in der Schule zu thematisieren: das Beispiel Berufsorientierung. In: Rabe-Kleberg, Ursula (Hrsg.): Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft. Bielefeld, S. 163–196.

Makarova, Walter/Herzog, Elena (2013): Geschlechtersegregation bei der Berufs- und Studienwahl von Jugendlichen. In: Brüggemann, Tim/Rahn, Sylvia (Hrsg.): Berufsorientierung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Dortmund, S. 175–185.

Nissen, Ursula/Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia (2003): Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde. Wiesbaden.

Rehbein, Boike (2006): Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz.

Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2004): Übergangsforschung aus soziologischer Perspektive: Entstandardisierung von Übergängen im Lebenslauf junger Erwachsener. In: Schumacher, Eva (Hrsg.): Übergänge in Bildung und Ausbildung. Bad Heilbrunn, S. 47–67.